

Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 99 (1946)

Artikel: Der alte Balbeler. Teil 2

Autor: Egli, Elisabeth

Kapitel: V: Der Biograph

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zog auch als Erzähler zeitgebundener Publizist geblieben ist? — daß er die allgemeinmenschlichen Anliegen übersah und nur zur Gemeinschaft sprach; zu einer Gemeinschaft, die räumlich und zeitlich stark begrenzt war! — Was hatte Pfarrer Herzog einem Berner, einem Zürcher von damals zu sagen? — Ebensoviel und ebensowenig wie einem Luzerner von heute. Und selbst wenn man sich ganz in das katholische Luzernervolk versetzt, so wie es sich nach dem Sonderbundskrieg mit einer politischen Minderheitsregierung abzufinden hatte, selbst dann weiß man oft nicht, ob man eben eine Erzählung oder einen Zeitungsaufsatz in Händen halte. Nur dort, wo Herzog seine ganz persönliche Schau der Zeit von überflüssigem publizistischem Kram zu befreien wußte, um sie als neue, geschlossene Welt wiedererstehen zu lassen, nur dort genießt man seine Erzählungen in ihrer ganzen Eigenart als kleine Kunstwerke.

V. Der Biograph

Wird heutzutage in den Büchereien nach Herzogs Schriften gesucht, so betrifft die Nachfrage nicht seine Erzählungen, nur selten die Hefte des „Katholischen Luzernerbieters“, sondern jene fünf schmalen Bändchen mit dem pompösen Titel: „Geistlicher Ehrentempel oder Pyramide der Unsterblichkeit, das ist Lebensbeschreibung etwelcher Geistlichen aus dem katholischen Luzernerbiet.“¹ Darauf wird jeder Luzerner verwiesen, der einem geistlichen „Vetter“ des vergangenen Jahrhunderts nachspürt. Beim ersten Durchblättern wird er allerdings feststellen müssen, daß Her-

¹ Räber, Luzern, Reihenfolge 1—5 (1861, 1862, 1864, 1866, 1868).

zog, von einer einzigen Ausnahme abgesehen,² nur das Leben jener Priester aufgezeichnet hat, die im Jahrzehnt von 1858—1867 gestorben sind, und auch diese nicht vollständig. Vielleicht taucht der Gesuchte dennoch auf als Freund, Lehrer oder Rektor eines Verstorbenen, aber nicht, wie erwartet, von der Glorie eines beschönigenden Nekrologes umflossen, sondern als mürrischer, mißtrauischer alter Herr, der sein Brevier bereits „totgebetet“ und es nicht mehr der Mühe wert hielt, ein neues anzuschaffen; oder, noch schlimmer, als wankelmütiger Pfarrer, der in den letzten Jahren seines Lebens einen politischen Frontwechsel vornahm, um bei den liberalen Regierungsmännern den Anspruch auf eine vakante Chorherrenpföründe in Beromünster zu rechtfertigen. Dem erstaunten Neffen wird darauf etwa ein alter Luzerner, der noch die Anekdoten unserer Väter erzählen hörte, schmunzelnd erklären: nicht umsonst habe sich so mancher Geistliche noch zu Lebzeiten im Ballwiler Pfarrhaus mit einem Guldenstück vom zweideutigen Nachrufe losgekauft.

Die Märe kann stimmen. Sicher hat sich Herzog durch seinen „Ehrentempel“ mehr Feinde zugezogen als durch seine ganze Publizistik.

Wahrheit über den Verstorbenen verlangte er in aller erster Linie, und gelangweilt seufzte er einmal: „Mich nimmt nur wunder, wie groß noch unser ‚Proprium Dioecesanum‘ werden möge, denn alle gestorbenen Geistlichen aus der Diözese Basel, die in der Kirchenzeitung ihren Nekrolog gefunden, könnte man ohne weiteres kanonisieren; alle sind gelehrt und heilig.“³

Als populärster Luzernerpfarrer seiner Zeit, der Land und Leute kannte wie kein zweiter unter seinen Amtsgenossen, mußte Herzog oft die Hochdorfer Dekane vertreten beim Begräbnis verstorbener Kapitulare.⁴ Von

² Josef Estermann, Dekan und Pfarrer in Eschenbach, gest. 1851. (Ehrentempel I 1 ff.).

³ Neue Sion. 1852 Nr. 111 (14. Sept.) Luzerner Korrespondenz.

⁴ Estermann, Melchior, Geschichte der alten Pfarrei Hochdorf. Luzern 1891. 247.

seinen Totenreden ist eine einzige im Druck erschienen; er hielt sie seinem Münsterer Mitbürger und Nachbarpfarrer Ludwig Troxler in Eschenbach.⁵ Es ist erstaunlich, wie unpersönlich und trocken Herzog als Leichenprediger auftreten konnte. Die gleichen Worte hätte er an jedem andern Priestergrabe sprechen können. Liest man dagegen Troxlars Biographie im zweiten Bändchen des „Ehrentempels“ mit ihren köstlichen Münsterer Jugenderinnerungen, mit der warmen Zeichnung des stil- len Mannes, der als Vikar im Fremdenkurort Weggis, wo selbst die Kirche „gentlemännisch“ auftreten muß, sich die feinen Manieren holte, aber beim Bau der neuen Kirche im steckköpfischen Rain auch die Pastoralsorgen kennenernte und deshalb nach Eschenbach hinaufzog; liest man dann weiter, wie Herzog den Lebensfaden aus- spinnt zu einer langen Betrachtung über Vor- und Nach- teile des Pfründenwechsels, so sieht man deutlich, daß es ihm hier nicht nur darum ging, einem Priester das „Leiend“ zu machen.⁶ Er hatte vielmehr den Gedanken, eine „Pastoral in Bildern“ zu verfassen. Alle Seiten des geistlichen Lebens sollten im „Ehrentempel“ „nach und nach aufs Tapet [kommen], und alle Regeln durch irgend ein Beispiel, eine Anschauung, dem Leser und der späte- ren Nachwelt vorgeführt werden.“⁷ Für „urkundliche Gewißheit“ übernimmt er daher, wie er im Vorwort be- tont, keine Gewähr, an äußern Lebensumständen liegt ihm wenig. Nur das Charakterbild soll deutlich herau- gearbeitet werden und zwar so, daß sich daran „Reflexio- nen über Pastorelles“ anknüpfen lassen.

⁵ Leichenrede auf den Hochwürdigen Herrn Pfarrer Ludwig Troxler in Eschenbach, gehalten am Beerdigungstage, den 21. März 1860. Räber, Luzern 1860.

⁶ Ehrentempel IV 85. Vgl. zu diesem Ausdruck: Götti 98: „er hätte lieber ein Leiend, Legende, gehört, als ein Kapitel aus der Bibel.“

⁷ Ehrentempel III 68.

Um der lehrhaften Aufgabe voll nachzukommen, traf Herzog in den beiden ersten Bändchen eine Auswahl der Verstorbenen, und zwar nicht nach Ansehen und Amteswürde, sondern nach persönlicher Bekanntschaft und Anteilnahme. Er vertiefte sich in den Charakter eines Freundes, eines Nachbarn, eines Vorgängers in der Pfarrei und stellte auch in der Inhaltsangabe jene Probleme zusammen, die er einer nähern Betrachtung unterzogen hatte: Gedanken über den Priesterberuf im allgemeinen, über die Kollatur, über den Eifer in der Pastoration und die Beseitigung der Mißbräuche in den Pfarreien; seine Ansicht von den geistlichen Junkern, von der schweizerischen Kirchengeschichte; die Frage, ob es gut sei, daß Geistliche unabsetzbar sind, ob man die Pfarrei als Ebenbild des Pfarrers betrachten dürfe, ob ein Pfarrer in der Heimatgemeinde seine volle Wirksamkeit entfalten könne. Von sämtlichen dreiundachtzig Priesterbiographien entfallen auf diese zwei ersten Hefte nur zehn; es sind denn auch die besten.

In den späteren Reihenfolgen nämlich setzte sich Herzog das Ziel, alle verstorbenen Luzerner Geistlichen in seinem „Ehrentempel“ zu sammeln. Wohl trifft er auch hier auf Freunde und Bekannte und rechtfertigt etwa die Aufnahme von Pater Heinrich Michel aus St. Urban, einem gebürtigen Zürcher, mit dem herrlichen Zeugnis persönlicher Verbundenheit: „der Verstorbene war der Lehrer, der Erzieher des Schreibers, und darum, mag er auch der ganzen Welt fremd sein, meinem Herzen liegt er nahe, meiner Erinnerung kann er nie fremd werden, nie bis zum Vergessen weit“. ⁸ Bei einem andern Geistlichen dagegen muß er erklären, der Mann sei ihm selber ganz unbekannt gewesen, kaum daß er ihn einmal gesehen oder ein Amt habe singen hören.⁹ Eine solche Lebensbeschreibung kann er denn auch nicht wie die früheren zur

⁸ Ehrentempel III 126.

⁹ Ebda. III 6.

Lebenslehre ausbauen, noch weniger, wie einst die Erinnerungen an Pfarrer Zülli (1849), im dichterischen Miterleben zur „biographischen Idylle“ gestalten. Da müssen oft Abschweifungen auf den Vorgänger in der Pfarrei, lange polemische Ausfälle gegen die Zeitumstände oder ausführliche Landschaftsbeschreibungen als nebenschäliche Ersatzstücke eintreten. Immer mehr drängt sich die Absicht vor, durch die Nachrufe einen Beitrag zur Luzernischen Kirchengeschichte zu liefern.

„Ich weiß von einem halben Jahrhundert zu berichten“, sagt der Verfasser, „und auch sonst habe ich wenigstens in der Nähe eine große Bahn durchschritten, historisch und geographisch große Eroberungen gemacht, und aus diesem Schatze Altes und Neues herzunehmen und damit meinen Ehrentempel auszuschmücken, halte ich für einen großen Vorzug meiner Biographien.“¹⁰

Was er in den letzten Jahrgängen des „Geschichtsfreundes“ oder in einer Pfarreigeschichte gelesen, wird an passender Stelle eingeschoben, um so dem Volk die Ergebnisse der Heimatkunde in unterhaltender Form zugänglich zu machen. Herzog bleibt zwar auch als Popularisator eigentümlich genug. Ueberall in alten Rödeln und Urkunden spürt er der Persönlichkeit nach, die hinter den steifen Buchstaben steht. Wie oft hat er doch bedauert, daß die neuen Pfarrbücher sich genau an die staatlich vorgeschrivenen Rubriken zu halten haben, „kalt, hart, steif, trocken, unansprechend, ohne alles Gemüt“ seien, während die Jahrzeit- und Sterbebücher früherer Jahrhunderte so manche außeramtliche Beigaben enthielten, die auf vergangenes Leben helleres Licht werfen als eine nüchterne Zahl.¹¹ Seine Zeitrechnung klammert sich nicht an Daten, sondern an die großen Ereignisse der Weltgeschichte und an die kleinen des Dorf- und Bauernlebens. Da heißt es etwa: er wurde geboren neun Jahre nach der großen Brunst von Beromünster

¹⁰ Ebda. V 18.

¹¹ Luzernerbieter XV 3 ff.: Die Pfarrbücher des kath. Luzerner-bietes.

(1764) oder fünf Jahre vor dem kalten Winter (1788); im Hungerjahr (1817) ging er zum erstenmal in die Schule, im guten Weinjahr (1811) erhielt er eine Pfründe. Allzumal aber werden flüchtige Bekannte nur in ihrer Zeit festgehalten, in der vielleicht ganz irrtümlichen Annahme, daß sich der Verstorbene sehr um das öffentliche Leben bekümmert habe, oder ganz einfach deshalb, weil Herzog vom Menschen selbst nichts zu sagen weiß. Man darf jedoch nicht übersehen, daß die spätere Sammlung, gerade wegen ihrer Vollständigkeit, auch bei geringem Persönlichkeitswert große Vorzüge aufweist. Das kulturelle Leben spiegelt sich in ihr getreuer wieder, als wenn nur Priester aus Herzogs engerm Bekanntenkreis oder solche in angesehener Stellung darin Aufnahme gefunden hätten. Eines vor allem wird immer wieder hervorgehoben, eine Tatsache, die in der Beurteilung der luzernischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts bisher vielleicht zu wenig beachtet wurde: die veränderte soziale Stellung des Priesters. „Unsere jungen Geistlichen rekrutieren sich aus der ärmern Klasse“, stellt Herzog um die Jahrhundertmitte fest.¹² Soll er es bedauern, soll er es beglückwünschen? Darin sieht er allerdings keinen Schaden, daß von den halbweltlich-halbgeistlichen Patriziersöhnen einer um den andern „davonschlich“, als die Pfründen durch die Ablösung der Zehnten verarmten. In manchen Pfarreien wirkte es sich ja bis weit ins neue Jahrhundert hinein verderblich aus, daß die notwendige Vergrößerung der Gotteshäuser oder die Abspaltung von Tochterpfarreien durch egoistische Rückhalte der Zehntherren hintertrieben und die Kirche vielerorts zum „Brotkasten der Junker“ hinabgewürdigt wurde. Aber die „neue Junkerei“, die Partei mit ihrem Ausschließungssystem, hauste noch schlimmer. Aus der Stadt meldeten sich nur wenige zum geistlichen Beruf. Der beamtenhungreiche Staat verschaffte dem gebildeten Nachwuchs

¹² Ebda. XIV (1860) 51.

einträglichere Stellen als die verarmte Kirche. Religiöse Häuser hielten ihre Söhne vom Theologiestudium zurück, da sie sich oft jahrelang vergeblich um eine Pfründe bewerben mußten. Bald wurde in vielen Kantonen der katholischen Schweiz der Priestermangel fühlbar.¹³

Als „die Reichen zurückblieben, ließen sich die mindern Brüder sehen aus armen oder wenigstens nicht reichen und unabhängigen Häusern. Da schüttelten nun die Reichen den Kopf und meinten, es gehe hinab mit dem Kredit der Kirche, es sei Mathä am Letzten, solche arme Theologen seien nicht imstande, ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Staatsdrucke zu behaupten, sie werden leicht nachgeben und mit sich machen lassen, was man will; ferner fürchtete man für den Charakter solcher Priester, die von Wohltätern unterstützt waren, und endlich meinte man, es werde dem Ansehen der Kirche schaden, wenn selbe von den Großen und Mächtigen vernachlässigt und nur von den Kleinen besorgt werde.“¹⁴

Natürlich machen Geld und Gut und hohe Abstammung nicht den guten Priester aus. Aber Herzog muß doch einräumen, daß sie wenigstens die solide Ausbildung der Theologen erleichtern — was ja in jener gelehrtenstolzen Zeit so außerordentlich wichtig war. Wie mancher aber aus dem „geistlichen Ehrentempel“ hat in seiner Jugend zuerst den Pechdraht gezogen, die Schneider scheere gehandhabt, in einer Apotheke ausgeholfen; wie mancher mußte aus dem Weberlohn oder dem Schafhütergeld seinen ersten Lateinunterricht bezahlen! Die Einwilligung dürftiger Eltern zum Studium war nicht leicht zu erhalten. Wenn einer Glück hatte, so fand er als guter Musiker und Sänger unentgeltliche Aufnahme in einer Klosterschule und später als Instruktor in einer städtischen Familie. Dann aber, an den Pforten der Theologie angelangt, begann die mühselige Zeit des Sammelns. Mit innigem Mitgefühl und leisem Humor hat Herzog das Bild des viatizierenden Theologiestudenten gezeichnet: wie er zu Beginn der Vakanz das vorzuweisende Testimonium

¹³ Ebda. XVI (1865) 88 ff.: Ueber den Mangel an Geistlichen.

¹⁴ Ehrentempel II 110.

sorgfältig auf Leinwand aufklebt, „damit es den Brauch bis Allerheiligen erleiden“ möge, wie er mit klopfendem Herzen vor der Türe steht, wenn die Glocke angeschlagen hat, langsam wieder die Stiege hinabschleicht und den erhaltenen Batzen beschaut.

Neben diesen sozialen Einblicken gewinnt man ferner die bestimmte Kenntnis vom Studiengang jener Priestergenerationen, die in den letzten Jahrzehnten des 18. und in den ersten des 19. Jahrhunderts geboren wurden. Und man kann, wie es hier für Herzog selbst versucht wurde, an Hand des „Ehrentempels“ leicht den Einfluß außerschweizerischer Ideologien und theologischer Richtungen feststellen. Da in der Diözese Basel lange kein Priesterseminar bestand, sonderte sich der Theologiestudent in keiner Weise von den übrigen Studiosen ab. Von der Schule eines Munizipalstädtchens oder eines Klosters kam er in die Stadt, aus der Stadt zog er an eine deutsche Universität; er war Mitglied der Studentenverbindungen, schwärmte für die gleichen politischen und sozialen Ziele wie die angehenden Juristen und Aerzte und besann sich oft erst in den letzten Wochen vor den Weihen auf seinen zukünftigen Stand. Die frühere Generation wußte wohl noch aus den Tagen des Priesterseminars „Mariahilf“ in Luzern zu erzählen, wo sie den Streit um den Wessenbergianer Anton Dereser miterleben mußte, sie hatte den unlieben Gang nach Konstanz gemacht, um dort die Priesterweihe zu holen. Die meisten aber beendeten ihre Studien gerade zur Zeit des „kirchlichen Interregnum“:

„das Bistum Konstanz war aufgehoben, um das auch kein Schaden gewesen [!], nach Chur mochten die Luzerner nicht gehen, der Generalvikar für Alt-Konstanz war nicht mehr da, Basel selber hatte auch keinen Bischof mehr, und so mußten die Luzerner Theologen nach Freiburg i. Ue. wandern, um dort die höhern Weihen zu erhalten.“¹⁵

¹⁵ Ehrentempel IV 70.

Die spätere Generation genoß den tüchtigen Unterricht der Luzerner Sailerschüler oder hatte selbst in Landshut zu Füßen des großen Lehrers gesessen. Andere, wie Herzog, wurden beinahe vom kirchenfeindlichen Strudel der Dreißigerjahre fortgerissen und ließen sich in Tübingen den Kopf wieder zurechtsetzen. Jene, die um 1820 geboren waren, wanderten nicht ungern nach Freiburg i. Br., wo Alban Stolz und der ältere Hirscher lehrten, oder zogen, aller Anfeindungen ungeachtet, zu den Jesuiten nach Rom. Im provisorischen Seminar sammelte sie dann Bischof Salzmann „einigemale um sich, um, obschon er nie Pfarrer gewesen, über Pastoration sich mit ihnen freundschaftlich zu besprechen.¹⁶ Erst im Jahre 1859 wurde das Provisorium aufgehoben und damit der Studiengang der Theologen in geregeltere Bahnen gelenkt.

Trotz dieser aufschlußreichen Tatsachen ist der historische Wert des „Ehrentempels“ sehr gering. Muß man schon bei jedem Lebensbild, das aus der Feder eines Zeitgenossen stammt, seine wissenschaftlichen Bedenken haben, so bei Herzog ganz besonders, da er durchaus tendenziöse Biographik betrieb. Viel reizvoller als etwa der Vergleich einer seiner Biographien mit einem zeitgenössischen Nachruf auf den gleichen Mann ist deshalb die Be trachtung seiner persönlichen Gestaltungsweise. Die Lebensbeschreibungen geben mehr Aufschluß über Herzog selbst als über die Verewigten.

So kommt erst hier im „Ehrentempel“ eines voll zum Ausdruck: Herzogs tiefes Erlebnis der Landschaft. Fast wichtiger als die Familienverhältnisse, in denen ein Kind aufwächst, sind Wiesen und Wälder, Bach und See, Dorfplatz und Marktflecken, wo es seine ersten bunten Eindrücke sammelt. Der Schulweg, den ein Knabe zu gehen hat, ist ebenso bedeutungsvoll wie die Schule selbst, und Lage und Aussicht des Pfarrhauses, das der

¹⁶ Ebda. 86.

spätere Priester bewohnt, wird eingehender beschrieben als etwa die sittlichen Zustände der Gemeinde. Beinahe liebevoll versucht Herzog die Spuren eines alten Fußweges wiederaufzudecken; beim Urkundenlesen verfolgt er mit erstaunlicher Kenntnis eines jeden Bauernhofs die alten Grenzen einer Pfarrei, eines mittelalterlichen Rittergutes oder klösterlichen Besitztums. Er erforscht im Menschen die typischen Merkmale landschaftlicher Gebundenheit, unterscheidet den Entlebucher vom „Gäuer“, den echten Bauernsohn von jenem, der in Sursee, Sempach oder Willisau aufgewachsen ist und in Gewand und Manieren sich halbstädtisch trägt. Ob einer Burger oder bloß Hintersaß ist, scheint Herzog sehr wichtig. Er haßt die Vermischung der Eigenarten; der neuproklamierte Grundsatz der freien Niederlassung ist ihm — nicht nur aus konfessionellen Gründen — ein Dorn im Auge. Mit Bedauern muß er feststellen, wie Stadt und Land sich fortwährend angleichen: „die Stadtmauern haben Löcher bekommen, die Tore sind abgehängt, die Pallisaden im See weg, und so können jetzt die Städter eben so gut aufs Land als die Länder oder die Bauern in die Stadt.“¹⁷ Deshalb Herzogs große Vorliebe für das bodenständige Entlebuch, das seine alt-demokratischen und katholischen Grundsätze in reiner Form bewahrt hat und „die Religion nicht in die Kirche ein- und abschließt, sondern sie mit sich nach Hause nimmt, und aus dem Haus auf Feld und Alp.“¹⁸ Wie köstlich weiß er die Menschen nach ihrer Talschaft zu charakterisieren, in jedem Seetalern das Angebinde seines Dorfes zu erkennen!

¹⁷ Ehrentempel V 101.

¹⁸ Über die beschwerliche und dennoch erfreuliche Pastoration im Entlebuch vgl. Ehrentempel III 43, IV 59 f., V 35 f., und Herzogs Aufsatz: Das Land Entlebuch im Kanton Luzern. Gewidmet meinem Freunde, dem Hochw. Hrn. Pf. M[elchior] E[lmiger] in Sch[üpfheim] In: Der Pilger. Ein Sonntagsblatt zur Belebung religiösen Sinnes. Einsiedeln 1847, Nr. 20/21 und S.-A.

„Die Inwyler sind zufrieden und ändern nicht gerne und haben alle Ursache dazu“, denn sie wohnen in reizvoller Abgeschiedenheit und finden dennoch über Eschenbach oder Gisikon leicht den Zugang ins offene Land;¹⁹ die Hochdorfer sind erwerbstüchtig und sehr auf ihren persönlichen Vorteil bedacht;²⁰ bei den Hitzkirchern „ist das Gemüt nicht eben daheim, sie sind eher spekulativ, aufbrausend, hochfahrend, spröd und kalt;“²¹ und doch wächst dort Wein, der die Musensöhne anzieht und in ihrem Gefolge allerlei renommiersüchtiges Volk. Auch Aesch am See ist eine Weingemeinde: „die Weinbauern haben das Recht, ihr eigenes Gewächs auszuwirten, und die andern meinen nun fatalerweise, sie haben die Pflicht, ihre Gäste zu sein und ihnen den Wein abzukaufen, Schoppen für Schoppen und Maß für Maß, was vielfältig dem Volke eine eigentümliche Physiognomie aufdrückt.“²² Von den Bewohnern des Lindenbergs scheinen die Müswanger am dürftigsten ausgestattet: sie handelten mit Torf, „und wenn daher ein Bube nach Hitzkirch in die Schule kam und man ihn nicht kannte, so hieß es nur: riech an ihm, und so er von Turben stinkt, so wix ihn aus, er ist ein Müswanger!“

So trägt bei Herzog jeder noch den Erdgeruch seines Heimatbodens im Kleide, und der Geist seines Dorfes schaut ihm aus den Augen.²³

Ganz unberührt von den Blut- und Bodentheorien des 19. Jahrhunderts, mit ursprünglich-bäurischem Empfinden untersucht Herzog auch die Erbmasse eines Mannes. Das Stammesbewußtsein war damals auf angesehenen Bauernhöfen nicht weniger ausgebildet als unter den städtischen Geschlechtern:

„da heiratete man nicht so leichtfertig in den Tag hinein, nur für einige Wochen und für Plaisir, da sah man nicht bloß auf einen schmucken Bursch, auf augenblickliches Schimmern einer bessern Seite neben den so viel dunkeln, sondern man beriet die Vergangenheit einer solchen Familie bis ins vierte Glied zurück und baute so seine Zukunft auf Religiösität und Häuslichkeit.“²⁴

¹⁹ Ehrentempel II 125.

²⁰ Baukunst 27 („das Wahrzeichen dieser Nachbar-Pfarrei“!).

²¹ Ehrentempel IV 121.

²² Ebda. III 17 f.

²³ Vgl. die neuere Darstellung von Müller, Kuno, Der Luzerner als Kind seiner Landschaft. In: Innerschweizerisches Jahrbuch für Heimatkunde. IV/V (1939) 106—115.

²⁴ Luzernerbieter III 21.

Herzog will Vater und Mutter kennen, um seines Menschen sicher zu sein, erst dann stellt er fest, was bereits als Anlage in ihm geschlummert hat und was er sich selber erarbeitete. Anderseits ist er überzeugt, daß sich manche Scharte der Natur auswetzen, niemals aber ganz aus dem Charakter austilgen lasse; „daher kommt eben immer alles wieder auf den Stamm zurück, auf das Erbteil.“ Ebenso umsichtig beurteilt er jene Schwächen, die von der körperlichen Konstitution eines Menschen herrühren.

„Es ist ein so eigenümliches Verhältnis zwischen Leib und Seele, und ein so geheimnisvolles Wesen webt innerhalb der vier Wände der menschlichen Natur, daß es schwer zu unterscheiden ist, ob ein Ding der Seele oder dem Leibe angehöre.“²⁵ In mancher Unvollkommenheit sieht er „das natürliche Ergebnis unserer Leber, unserer Lunge, der Jugend oder des Alters“, ohne dabei etwa jenem Materialismus das Wort zu reden, „der ob dem Leib und den Nerven die Seele nicht sieht.“²⁶ Davor bewahrt ihn seine hohe Auffassung von der überweltlichen Bestimmung des Menschen.

Denn niemals beurteilt Herzog die Menschen nach Talenten und Fähigkeiten oder nach dem Ausmaß ihres äußern Wirkens, sondern einzig und allein nach der religiösen Gesinnung, die er in ihnen zu erkennen glaubt. Religiöse Gesinnung aber ist in seinen Augen kirchliche Gesinnung. Daher sind seine Lebensbilder sehr oft etwas einseitig nur die Antwort auf die immergleiche Frage: wie weit hat sich der Verstorbene zur Kirche bekannt, wie weit hat er seine Grundsätze dem kirchenfeindlichen Zeitgeiste aufgeopfert? — Einzelne Priestergestalten werden geradezu vorbildliches oder warnendes Sinnbild politisch-religiöser Strömungen.

Herzog hat in den „Bildern aus dem Leben von Joseph Leu sel.“ (1845) die Bauerndemokratie verteidigt, er hat durch die Lebensgeschichte von Leus Mutter, Maria Elmiger, die im zweiundneunzigsten Altersjahr starb

²⁵ Ehrentempel IV 10.

²⁶ Ebda. II 58 f.

(1853), die Häuslichkeit und Religiösität des alten Luzerner Bauern verherrlicht.²⁷ In einem Jahrzehnt nun, das für die Kirche weniger denn je übrig hatte, dagegen in seinen Schulhäusern, die wie Pilze aus dem Boden wuchsen, den eigentlichen „Flor“ der Kultur erblickte, errichtet Herzog einen „Geistlichen Ehrentempel“ und singt darin das Lob des unverbildeten Menschen. Betritt ein Gelehrter das Heiligtum, so macht Herzog vor ihm nicht tiefere Bücklinge als vor dem kleinen Kaplan; im Gegenteil: wenn er hinter Weltgewandtheit und fachmännischer Tüchtigkeit eine trockene Seele wittert, so hackt er ein und läßt den Mann nicht los, bis er ihm seinen Kropf geleert hat. Schlechter als der berühmte Mundartforscher Franz Josef Stalder in Escholzmatt ist im „Ehrentempel“ wohl keiner davongekommen.²⁸ Wo sich Herzog Gelegenheit bietet, gegen den modernen Schulbetrieb zu wettern, da tut er es; nicht nur als Pfarrer, der es nicht verschmerzen kann, daß der Kirche das „Lineal aus der Hand gewunden“ wurde,²⁹ sondern als ein Mensch, der seine Freunde unter Originalen sucht und alles, was einer Gleichschaltung, Uniformierung und Formenzyrannei gleichkommt, aus tiefstem Herzen verabscheut. Ganz im Gegensatz etwa zu den „Denkmählern“ des 18. Jahrhunderts, die, wie die Kinderbildnisse der damaligen Zeit, gerade das Unkindliche am jungen Menschen, seine frühreife Entwicklung, hervorhoben,³⁰ ist bei

²⁷ Luzernerbieter III 1—58.

²⁸ Ehrentempel I 126 ff. Vgl. Kronenberg, Ignaz, Was der „alte Balbeler“ vom Idiotikon-Stalder zu berichten weiß. In: Schweizer. Rundschau, 1921 Heft 5/6 und S.-A. — Ueber Franz Josef Stalder: Dekan Stalder, Pfarrer in Escholzmatt 1792—1822. Gedenkschrift von der Sektion Escholzmatt des historischen Vereins der V Orte. Schüpfheim 1922.

²⁹ Ehrentempel III 49.

³⁰ Misteli, Paul, Das „Denkmahl“ in der deutschschweizerischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Diss. Zürich. Affoltern a. A. 1939. 27 ff.

Herzog die Schilderung der Jugendzeit, des Vorschul- oder doch Vorgymnasiastenalters, breit ausgesponnen. Muß dann der Junge in die Schule und bleibt in schwerfälliger Art hinter den andern zurück, so ist dies kein schlechtes Zeichen. Denn es frage sich, „ob die Schulmänner durch ihre Glasglocke, die sie über die Köpfe stellen, um sie früher zur Reife zu bringen, wie den Kabis und Karifol,³¹ ob dadurch nicht gute Köpfe um ihre Natur, ihre Freiheit, ihre Eigentümlichkeit gebracht werden.“³² Hat er nicht etwa selbst dreimal in der ersten Syntax gesessen und ist dennoch Schriftsteller geworden!

Sein Ebenbild sucht Herzog im andern, einen Menschen, der ihm gleicht. Die Wahlverwandtschaft, in den späteren Bändchen leider ausgeschaltet, hebt meistens den Wert der Biographie. Man findet sie in entferntem Grade schon da, wo sich die Schulwege kreuzen: wo Herzog einen Münsterer trifft, wo er sich wieder im Klosterhof von St. Urban tummelt, wo er als Zofinger oder Helveter singend und trinkend nach Hitzkirch zieht und in Tübingen langsam Theologe wird. Man findet sie auch dann, wenn er auf einen Publizisten verwandten Geistes stößt wie beim Rooter Leutpriester Jodok Egli, dem er eine der besten Biographien widmet. Keine aber ist so mitempfunden, so gemütvoll und arteigen, wie die jenes unscheinbaren Kaplans am Baldegggersee, der zufrieden war, „daß er Priester sei und das Latein insfern verstehe, daß er doch mit dem Meßbuch und zum Teil auch noch mit dem Brevier umzugehen wußte.“³³

Hier muß man den wahren Ballwiler Pfarrer suchen! In der Biographie eines kleinen Kaplans sagt er uns mehr von sich selbst als dort, wo er vom Tagesgeschehen gezwungen, Kirche und Staat als feindliche Mächte aufein-

³¹ Schweizer. Idiotikon III 458: Luzernerisch „Karifiol“ für „Karfiol“ (Blumenkohl).

³² Ehrentempel I 115.

³³ Meiers Biographie: Ehrentempel I 91 ff.

anderprallen läßt. Ganz in die Kindheitserinnerungen eines alten Priesters versunken, erzählt er von Ereignissen, die nicht in den Geschichtsbüchern stehen, und zeichnet die Menschen, wie sie wirklich waren. Er ist streitlustig wie immer, doch ohne züchtigen zu wollen. Aus Mutwillen und ohne jedes Mißfallen spricht er von jenem Russwiler Pfarrjunker, der nur mit Widerwillen während der Essenszeit den englischen Gruß betete: „Wenn der Sigrist auch speisen würde, so würde er nicht leuten, der Lummel!“ — Schon mehr Bosheit steckt dahinter, wenn er vom berühmten Stalder berichtet, er habe seinem einfältigen Vikar die Benützung von Tschupiks „Kanzelberedsamkeit“ verboten, da er die eigenen Predigten aus ihr schöpfte. Aber um dieser gemütvollen Boshaftigkeit willen ist Pfarrer Herzog bis heute im Volke bekannt, und nicht zu Unrecht werden gerade die kleinen Anekdoten des Menschlichen-Allzumenschlichen als das Köstlichste aus seinem Werk immer wieder erzählt und im ursprünglichen Geiste umgedichtet.

VI. Der alte Balbeler

Würde ein Maler beauftragt, das Konterfei des Ballwiler Pfarrers zu zeichnen, so wie er den Streitlustigen aus den Schriften zu erkennen glaubt, er könnte die Aehnlichkeit mit dem lebendigen Urbild nicht ganz verfehlen. Hat man eine Weile in seinen Werken gelesen und entdeckt dann eines Tages in einem alten Kalender sein Lichtbild, so weiß man auf den ersten Blick: das ist der alte Balbeler! Von mittelhoher Statur, wohlbeleibt, den großen blonden Bauernkopf behaglich auf die Halsbinde gestützt, mit Augen, die unter einer hellen Stirn die ganze lachende Breite des Gesichtes einnehmen, den